

Aus bewegten Tagen

Autor(en): **Erismann, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **69 (1995)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus bewegten Tagen

Nachfolgend soll noch einmal versucht werden, einige persönliche Erinnerungen vor dem endgültigen Vergessenwerden zu bewahren. Es soll erstens gezeigt werden, wie für uns Aarauer die lange Grenzbesetzungszeit 1939–45 begann. Ein weiteres Kapitel schildert in gebotener Kürze, wie die Theatergemeinde Aarau ihre heutige Form gefunden hat. Den Abschluß bildet sodann ein konzentrierter Rückblick auf die Aarauer Siebenhundertjahrfeier im Spätsommer 1948, die wir aus eigenen Kräften und mit einem vergleichsweise minimalen Aufwand an öffentlichen Mitteln zu gestalten vermochten.

«Die Lage ist ernst»

Dieses mahnende Wort bekamen wir im Sommer 1939 oft genug zu hören. Gleich schwül wie die politische Lage in Europa war aber auch die Witterung. Doch auf den Höhen des Juras war es erträglich, und darum war ich froh, sechs Wochen lang auf der Beguttenalp ob Erlinsbach, dem damaligen Aarauer Ferienheim, als Leiter wirken zu dürfen. Ich hatte, mit noch drei andern Erwachsenen zusammen, zwei Kolonien hintereinander zu betreuen. Dabei waren uns insgesamt rund 130 Kinder anvertraut, von der heimwehkranken Zweitkläblerin bis zum tatenlustigen «Viertbezieler». Sie stammten aus allen Bevölkerungskreisen unserer Stadt.

Ziemlich abgekämpft kehrte ich am 26. August, einem drückend heißen Samstag, ins Elternhaus zurück, wo ich es mir nun etwas geruhsamer zu machen gedachte. Hin- und Rückweg waren von Kolonie und Leitung zu Fuß zurückgelegt worden. So wollte es damals ein alter Aarauer Brauch haben.

Am Montag, 28. August, hielt ich wieder freudig beschwingt mit meinen annähernd 50 Fünftkläbfern Schule. Als ich nach vier Uhr nachmittags das Schulhaus an der Bahnhofstraße verließ, gewahrte ich auf dem gegenüberliegenden Trottoir vor dem «Tagblatt»-Schaufenster eine kleine Menschenansammlung, und an der Scheibe zeigte sich, weithin leuchtend, ein weißes Blatt Papier. Ein Bulletin also! Ein solches wurde damals nur bei ganz wichtigen politischen Ereignissen ausgehängt.

Krieg oder Frieden? Diese Schicksalsfrage erhob sich uns nun dringender denn je. Und so lief auch ich, nichts Gutes ahnend, über die damals noch von der Aarau-Schöftland-Bahn befahrene Bahnhofstraße. Nachdem ich mich bis ans Schaufenster vorgedrängt hatte, mußte ich zur Kenntnis nehmen, daß die damalige niederländische Königin Wilhelmina «alle ihre Streitkräfte zu Lande, zur See und in der Luft» mobilisiert habe. Ein Kollege, der neben mich zu stehen gekommen und ebenso betroffen war wie wir alle, meinte: «Morgen früh, wenn der Tag anbricht, stehst du bereits am Rhein unten auf Wa-

che.» Denn ich war wenige Jahre zuvor zu den Grenzschutztruppen umgeteilt worden, die praktisch immer auf Pikett zu stehen und unsere vorderste Abwehrlinie zu bilden hatten. Meinen Tornister hatte ich daher vorsorglich schon vor dem Maienzug ordonnanzmässig gepackt, und das sauber geputzte Gewehr stand ebenfalls bereit. Ich war also gerüstet.

Das Aufgebot

Abends gab es bei uns an jenem Montag zufällig etwas später als gewohnt zu essen. Ich vertrieb mir die Wartezeit knöpfedrehend am Radio. Auf einmal stieß ich auf die damalige Welle des Landessenders Beromünster, und ein mächtiger Männergesang ertönte aus dem Lautsprecher: «O mein Heimatland, o mein Vaterland.» Das war zwar schön, aber kein gutes Omen. Und wirklich – nach Verklingen des letzten Akkordes vernahm man die Stimme unseres damaligen Bundespräsidenten Philipp Etter. Er verkündete, daß morgen früh sämtliche Grenztruppen auf ihren zuvor schon bestimmten Sammelplätzen zum *Aktivdienst* einzurücken hätten. Jetzt war der Schuß draußen, jetzt war die Situation klar, unser Bundesrat hatte im richtigen Augenblick richtig gehandelt. Noch vor dem Nachtessen zog ich mich um und erschien in der Küche als Soldat. Der Vater schüttelte mißbilligend den

Kopf: «Morgen wäre es noch früh genug gewesen. So schnell schießen die Preußen denn doch nicht.»

Er hatte, wie viele andere auch, keine Ahnung vom modernen Krieg und währte sich noch im Jahre 1914, als er beim Platzkommando Aarau als Landsturmwachtmeister eingerückt war, die halbe Zeit aber daheim im Geschäft arbeiten durfte. Denn das Schicksal unserer Familie hing von dem kleinen Uhrenladen an der Kronengasse ab. Nun aber, 1939, lebten wir im Zeitalter aggressiver, hochgerüsteter und der Schweiz nicht eben wohlgesinnter Diktaturen in Nord und Süd, was unsere Lage, verglichen mit 1914, denn doch wesentlich verschlimmert hatte. Und die damalige Deutsche Wehrmacht war wirklich zum Fürchten. Die kommenden Feldzüge bewiesen es dann eindeutig.

Alarm

Nach diesem reichbewegten Montagabend mit seinen vielen unumgänglichen Besorgungen durfte ich mich endlich nach Mitternacht zu einem kurzen Schlaf niederlegen. Punkt vier Uhr in der Früh weckte mich die Mutter. Es war Dienstag, 29. August. Der Morgen eines noch viel bewegteren Tages, meines ersten Aktivdiensttages von vielen, war angebrochen. Unsere Stimmung beim Frühstück war gedrückt, wußten wir doch nicht, wann

und wo wir uns wiedersehen würden. Von den Türmen schlug es fünf, und sogleich fing unsere alte Feuerglocke auf dem nahen Oberturm zu läuten an. Die Sturmglocken der Stadtkirche fielen ebenfalls mit ein, und zuletzt meldete sich auch die katholische Kirche, die damals noch an der Ecke Kasinostraße-Igelweid stand. Von diesem schauerlichen Sturmgeläute war uns vorher nichts gesagt worden, und mit uns mochten auch noch viele andere Leute erschrocken sein. Ich hielt es nicht länger mehr zu Hause aus und lief in voller Uniform auf die Straße hinunter, um beim Oberturm das rote Mobilmachungsplakat zu lesen. Die halbe Stadt schien zu dieser frühen Stunde auf den Beinen zu sein. Aus vielen Fenstern schauten aufgestörte Menschen. An der Metzgergasse hörte ich eine Frau rufen: «Was isch au los? Brönnt's öppe neume?»

Ich durfte mit dem Einrücken nicht länger zögern. Der erste Zug über Brugg nach Frick, wo ich anzutreten hatte, fuhr damals einige Minuten vor sechs. Diesen mußte ich unter allen Umständen noch erreichen. Als ich in die Wohnung zurückkehrte, fand ich die Mutter, die bis anhin alles so tapfer mitgemacht hatte, in einem Zustande der Verzweiflung. Ich tröstete sie und sprach ihr Mut zu, was ihr wieder aufhalf. Sie hatte wohl nicht bemerkt, wie sehr ich selber an meinen Worten zweifelte.

Unter einem wolkenlosen Sommerhim-

mel rückten wir Grenzsoldaten an jenem Augustmorgen ein, und alles vollzog sich nach eingeübtem Plan und ohne jede Panik. Die Fricktaler Bevölkerung nahm uns mit betonter Gastlichkeit auf, und mehrmals versicherte man mir, daß die im Dorf einquartierten Soldaten ermutigend auf die Leute eingewirkt hätten: «Nun können wir wenigstens wieder ruhiger schlafen.» Dieser 29. August 1939 wird mir unvergeßlich bleiben. Er war für mich, der ich im Dienst mit einer Spezialaufgabe betraut war, äußerst turbulent. Ich stand an jenem heißen Tage während mehr als zwanzig Stunden ruhelos im Einsatz. Und als wir endlich Feierabend machen konnten, merkte ich mit Schrecken, daß niemand daran gedacht hatte, mir eine Schlafstätte zu bereiten: Ich mußte mich in unserem Fricktaler Landgasthof am Boden unter dem Tisch zur Nachtruhe einrichten, wo es bedeutend weniger weich war als in meinem Aarauer Bett.

Ich gehörte, um etwas genauer zu sein, dem Stabe des längst wieder aufgelösten Grenzregimentes 51 an (Kommandant: Oberstleutnant Viktor Rey, Aarau). Dieses war hinwiederum Teil der Grenzbrigade 5 (Kommandant: Oberst Karl Reinold, Aarau, mit Standort Hausen, später Brugg). Und über uns alle gebot der Kommandant der 5. Division, Oberstdivisionär Eugen Bircher, ebenfalls wohnhaft in Aarau. Alle drei kannte ich persönlich, und ihre Häuser stehen noch an alter Stelle,

zwei davon ganz nahe dem heutigen Altersheim Herosé, das dritte droben an der Tannerstrasse. Ich befand mich also in wohlvertrauter Gesellschaft.

Waffenruhe, Friedensfeier, Rütlifahrt

Um nun nicht ins Maßlose zu verfallen, überspringe ich alles Folgende und begnüge mich abschließend mit einem Hinweis auf die Aarauer Friedensfeier im Mai 1945. Bis dahin nämlich hatten für uns Krieg und Grenzbesetzung gedauert. Es war dies eine mächtige Geduldssprobe gewesen, und doch waren wir Schweizer noch glimpflich davongekommen. Wir durften, trotz allem, von Glück reden und entsprechend dankbar sein.

Mit großer Erleichterung vernahmen wir in den ersten Maitagen vom unaufhaltsamen Vorrücken französischer Panzertruppen in Süddeutschland jenseits des Rheins. Von hier aus hatten uns in der glücklicherweise vergangenen Nazizeit immer wieder Gefahren gedroht, und nun waren wir endlich diese ständige Sorge los. Eine schwere Last fiel von unsern Herzen.

Zugleich aber begann für uns Lehrer und Schüler eine Art Zigeunerleben. Von einer Minute auf die andere hatten wir nämlich mit den angestammten Klassen das Pestalozzi-Schulhaus räumen müssen, um einem Flüchtlingsstrom aus dem Osten Eu-

ropas Platz zu machen. Ein beträchtliches Kontingent war nach Aarau eingewiesen worden und fand hier Dach und Fach. Dafür waren wir nun selber heimatlos geworden. Um die Schüler nicht einfach der Gasse zu überlassen, mußte auf Weisung der Schulpflege jeden zweiten Tag ein sogenannter Lehrausgang ausgeführt werden, was – um es jetzt schon zu sagen – auf die Dauer recht langweilig war.

Am 7. Mai, am ersten Tag unseres Wanderlebens, besammelte ich meine Schüler nachmittags bei der Echolinde. Kaum waren wir beieinander, so erhoben in der Stadt unten die Luftschuttsirenen nochmals ihr schauerliches Geheul. Doch niemand achtete sich ihrer, man nahm sie nun überhaupt nicht mehr ernst. Es war dies übrigens unser 516. Fliegeralarm. Seither gelangen die immer noch bestehenden Sirenen nur von Zeit zu Zeit probeweise zum Einsatz.

Am folgenden Tag, einem Dienstag, traf sich unsere gesamte Schuljugend in der Stadtkirche zu einer mehr oder weniger improvisierten Friedensfeier, obgleich von einem allgemeinen Frieden noch lange keine Rede sein konnte. Denn außerhalb Europas wurde erbarmungslos weitergekämpft.

Laute Freudenkundgebungen unterblieben an dieser Feier. Das Gräßliche, das rings um uns während Jahren geschehen war, ließ sich nicht so leicht vergessen, und darum wohl herrschte unter uns eine Art

Sprachlosigkeit. Selbst der offizielle Redner, ein Regierungsrat, schien darunter zu leiden. Seine Worte waren farblos und entbehrten jeglichen Schwunges. Doch wer von uns hätte es zu jener Stunde besser gemacht?

Abends, während die Kirchenglocken den Frieden einläuteten, kam es zu einer ähnlichen Situation der Verlegenheit. Ganz Aarau war nämlich an die Bahnhofstraße gezogen, um unsere Ostflüchtlinge zu besichtigen und ihnen möglicherweise unter die Arme zu greifen. Doch davon konnte keine Rede sein. Das Schulhaus war geräumig abgeriegelt worden, und wir sahen uns auf das nordseitige Trottoir gedrängt. Gelegentlich zeigte sich an einem Fenster eine menschliche Gestalt. Man versuchte, ihr zuzuwinken. Doch sie verschwand alsbald. Denn die Flüchtlinge standen unter Quarantäne. Wegen akuter Seuchengefahr durften sie vorläufig mit der ortsansässigen Bevölkerung keinen Kontakt aufnehmen, was wir Aarauer nur zu gut verstanden. Im übrigen herrschte auch auf unserer Bahnhofstraße keinerlei Jubelstimmung.

Mehr als einen Monat lang konnte von einem geregelten Schulbetrieb keine Rede mehr sein. Mir fiel zu einer guten Stunde ein, wir könnten jetzt eigentlich auf die Schulreise gehen – und zwar aufs *Rütli*! Das war etwas verwegen, da damals noch die Fünftkläßler innerhalb der Kantonsgrenze zu reisen hatten und das Rütli viel zu weit entfernt war. Trotzdem suchte ich

spontan den Präsidenten unserer Schulpflege auf. Ich traf ihn in seiner Apotheke in der Vorderen Vorstadt. Und ebenso spontan erfüllte er meine Bitte, indem er sprach: «Endlich kommt einer unserer Schulmeister mit einer guten Idee zu mir! Lassen Sie sich das Reisegeld vom Rektor vorschreiben. Ich bin einverstanden.»

Um diese frühe Jahreszeit ging bei uns damals noch niemand auf die Schulreise. Darum waren wir weit und breit die einzige reisende Schulklasse, und auch auf dem Schiff von Brunnen hinüber aufs Rütli (es war der alte Raddampfer «Gotthard») blieben wir ungestört, so daß ich die Aufmerksamkeit der Schüler stets für mich hatte. Erst jetzt fielen mir die passenden Worte zum Kriegsende ein – angesichts dieser großartigen Landschaft und angesichts des «stillen Geländes am See». Auch die Kinder waren nun wenigstens für eine kleine Weile besinnlich geworden.

Die Aarauer Friedenslinde

Unmittelbar vor den Herbstferien 1945 wurde bei milder Witterung und im Beisein vieler Schüler, der Schulpflege und des Stadtrates an erhöhter und aussichtsreicher Lage im Luegisland nahe beim Binsenhof zum Andenken an den allgemeinen Waffenstillstand eine Friedenslinde gepflanzt. Es entsprach auch dies einem alten Brauch. Die Anregung hierzu war vom Pestalozzi-

Schulhaus ausgegangen, und darum auch war dessen «Besatzung» beim feierlichen Akt vollzählig versammelt. Ein geschichtskundiger Lehrer hatte im Auftrag der Behörde den Text zu einer Urkunde verfaßt, die zur Belehrung und Aufklärung späterer Geschlechter die Auswirkungen des großen Krieges 1939–45 auf unsere Stadt und deren Bevölkerung darzustellen hatte. Ein hiesiger Handwerker verfertigte eine Kasette aus Kupfer, die diesem Dokument das Überleben im Erdboden ermöglichen sollte.

Doch als der Zeitpunkt gekommen war, das Ding im Wurzelwerk der Linde zu versenken, war es trotz emsigen Suchens nirgends zu finden. Sogleich vermutete man Diebstahl. Denn Kupfer war damals Mangelware und entsprechend teuer.

Doch es lag kein Diebstahl vor. Der damalige Rektor hatte die Kasette samt Inhalt ganz einfach in seinem Schulzimmer liegenlassen – eine typische Fehlhandlung im Sinne Sigmund Freuds. Also wurde ein velofahrender Bub ausgesandt, drunten im Schulhaus an der Bahnhofstraße Nachschau zu halten.

Es ging lange, bis er – fündig geworden – wieder auftauchte. Den Kindern war es inzwischen langweilig geworden, und sie fingen deshalb an, Schabernack zu treiben, so daß von der anfänglich so feierlichen Stimmung bald keine Rede mehr sein konnte. Das Versenken der Kasette, ein Höhepunkt des Ganzen, wurde kaum be-

achtet. Und alsbald lief alles formlos auseinander.

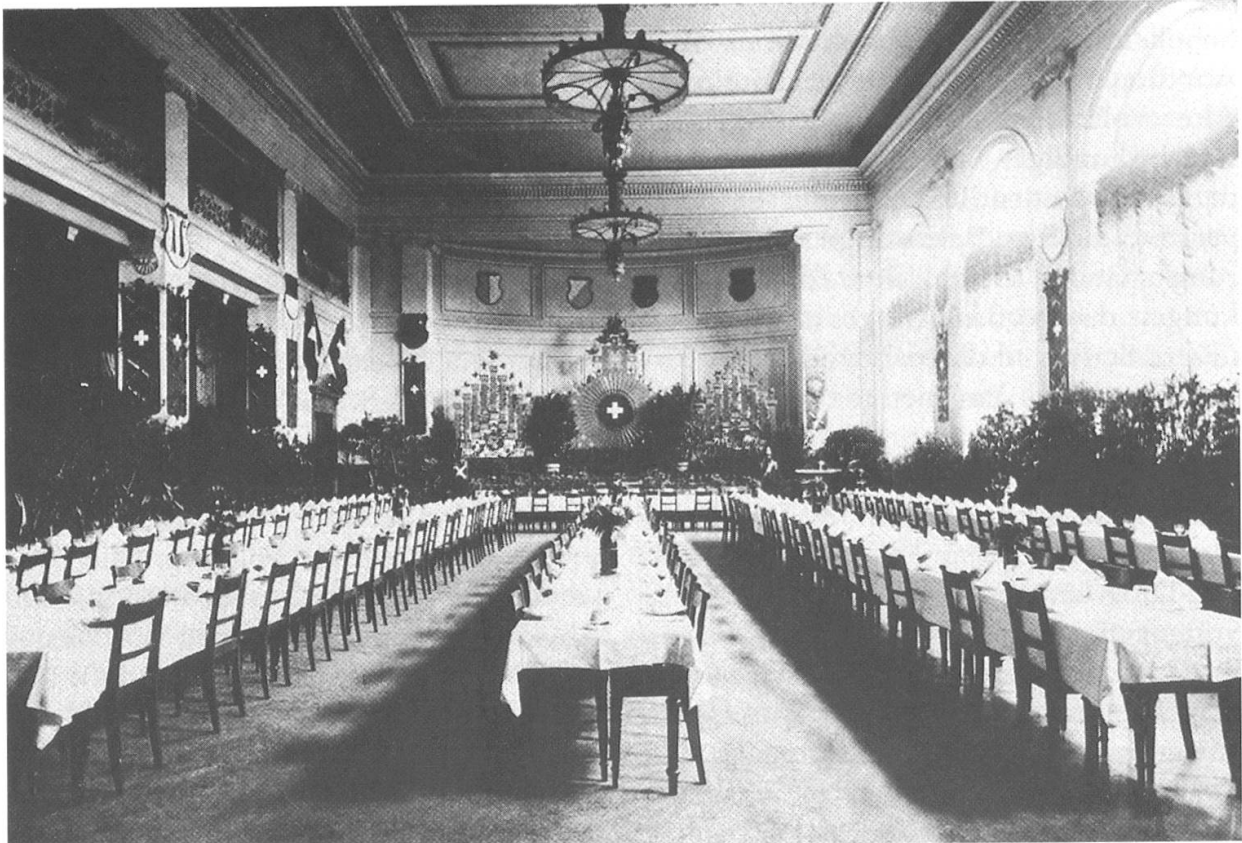
Kleines Welttheater

Im Dezember 1883 konnte unter starkem Andrang der Aarauer Bevölkerung das schon lange angestrebte große Gesellschaftshaus am Schloßplatz festlich eingeweiht werden. Allgemein staunte man über die verschiedenen zweckmäßigen Räume: den Festsaal, den Theatersaal mit prächtig bemaltem Vorhang, die Zuschauergalerie, den Proberaum und die Abwartswohnung – alles neu für das damalige Aarau! Der lästigen Raumnot waren nun unsere Kunst- und Kulturbeflissenen für alle Zeiten enthoben, jetzt erst konnte unser energisch ans Licht strebendes Geistesleben so richtig aufblühen. Auch große Lustbarkeiten (wie Bankette, Bälle usw.) fanden hier Platz und Raum. Und nicht zuletzt hatten jetzt die gesetzlich vorgeschriebenen und für die Bürger obligatorischen Gemeindeversammlungen eine bleibende Stätte gefunden.

Dieses Gesellschaftshaus wurde bald einmal gemeinhin *Saalbau* geheißen. Jahrzehntelang war man mit ihm zufrieden. Mit der Zeit kamen jedoch Mängel an den Tag. Auch waren die Anforderungen an ein solches Bauwerk gestiegen. Doch vorerst herrschte Zufriedenheit vor.

In vermehrtem Maße erschienen nun die

1 Der für das kulturelle und politische Leben Aaraus so wichtige «Festsaal» im Saalbau, später gemeinhin «Großer Saal» genannt. Auch ganze Verbände und Gesellschaften konnten hinfür in unserer Stadt tagen – unser «Festsaal» hatte Raum für alle. Auf die Ausschmückung legte man jeweils großen Wert. Hier blicken wir vom Eingang her zur Bühne, die damals weniger hoch und hinten abgerundet war, was eine viel bewunderte Akustik ergab.

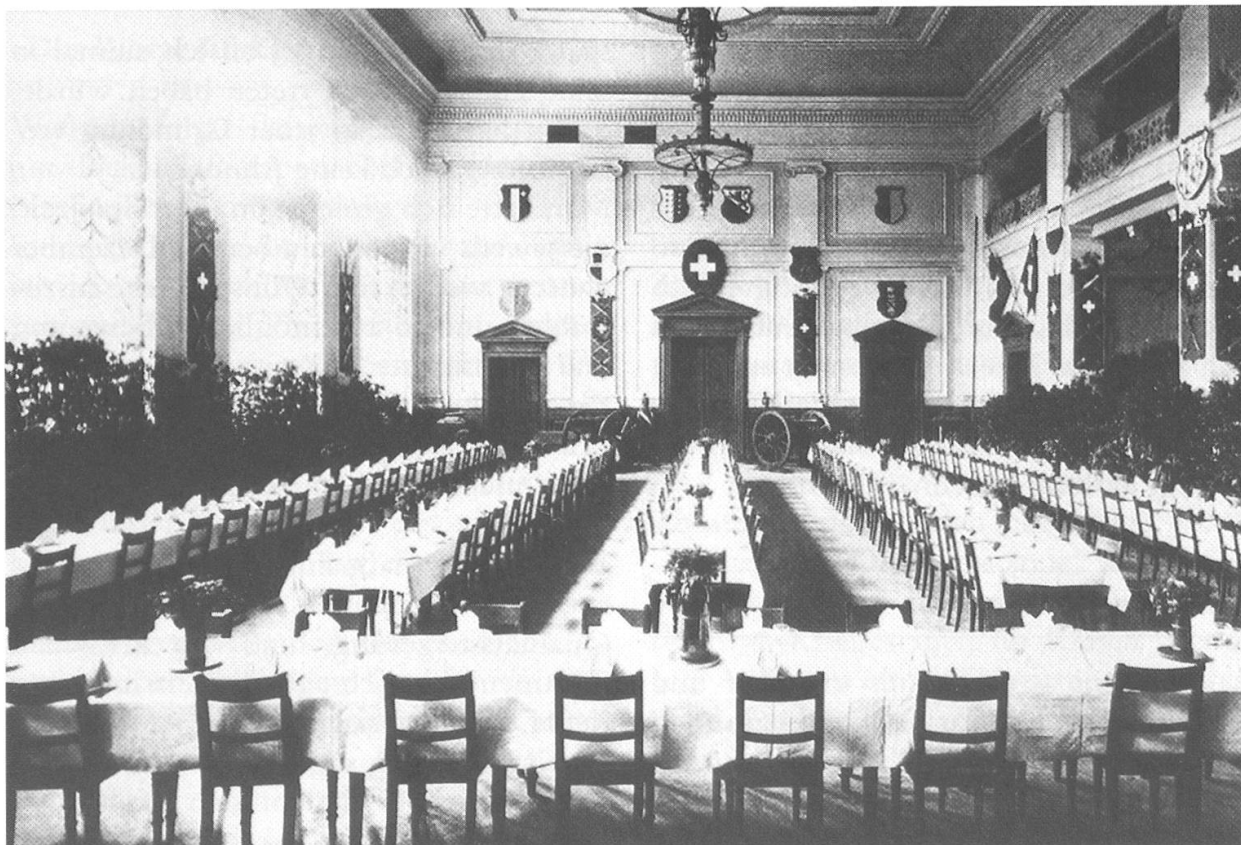


damals häufigen *Wandertheater*, im Fachjargon «Räuberbanden» genannt. Es hatte sich offenbar rasch herumgesprochen, daß Aarau nunmehr eine richtige Theaterbühne besaß.

Eine dieser Truppen zeichnete sich durch besonders gepflegte Darbietungen und durch ein besonders reichhaltiges Repertoire aus. Das war die Truppe des *Julius Faust*, die sich – etwas hochtrabend – «Ver- einigte Stadttheater Chur-Rorschach»

nannte. Aus diesem Ensemble stach der quirlige Bonvivant *Carl Senges* hervor. Aber auch *Julius Faust*, der *Père Noble*, hatte mancherlei zu bieten. Den Vogel jedoch schoß dessen eine Tochter *Minna* ab. Sie war in jungen Jahre eine entzückende Naive, die sich langsam und planmäßig zur Heroine entwickelte, war unstreitig der Liebling aller und ein ausgesprochener Kassenmagnet. Das Geschäft lief denn auch entsprechend. Denn die damaligen

2 Derselbe Saal mit Blickrichtung auf den Eingang. Es fehlt hier noch der Balkon, der erst 1929 eingebaut wurde. Ihn beschuldigte man dann, die Akustik ungünstig beeinflusst zu haben.



Aarauer waren eifrige Theaterbesucher und ließen es hierin an Begeisterung nicht fehlen.

In späteren Jahren habe ich alle drei noch selber auf der kleinen Saalbaubühne agieren sehen. Ihre Auftritte waren immer ein Ereignis besonderer Art. Frau Minna, bald einmal verheiratet mit Carl Senges, erwies sich stets deutlicher als das treibende Element der Truppe. Hier in der Kleinstadt war sie sogar konkurrenzlos – und dies

während Jahrzehnten. Immer häufiger auch führte sie Regie. Als einfallsreiche Spielleiterin feierte sie noch zusätzliche Triumphe.

Der Erste Weltkrieg brachte jedoch einen fatalen Einbruch in diese beinahe idyllische Theatertradition. Die zweite, nachhaltigere Krise brachte dann aber der *Tonfilm* zu Beginn der dreißiger Jahre. Denn er hielt auch in Aarau Einzug, und zwar im damals ganz neuen *Kino Schloß*, ausgerechnet ne-

ben dem Saalbau. Immer mehr Leute zogen den Film dem Theater vor. Nur mit einer wesentlichen Leistungssteigerung hätte Frau Senges-Faust dieser Krise begegnen können. Das jedoch war ihr aus ökonomischen Gründen nicht möglich, so daß sie Hilfe von außen benötigte. Ein stattliches Häuflein Senges-Freunde tat sich zu diesem Zweck zusammen und sann auf Abhilfe. Die Gründung eines Theatervereins, einer *Theatergemeinde*, schien die richtige Lösung zu sein.

Ein neuer Verein

Am 15. Juni 1931, abends um fünf und noch bei vollem Sonnenschein, kam man im Probelokal des Saalbaus zusammen. Den Vorsitz führte der damalige Chefredaktor des «Aargauer Tagblattes», Dr. Eduard Lauchenauer, ein überaus gescheiter und theaterfreudiger Mann. Niemand erhob Widerspruch, alles war sich einig, unser «Stadttheater» am Leben erhalten zu wollen. Dessen Prinzipalin, Frau Senges, hatte zugesagt, mit dieser nun zu gründenden Theatergemeinde zusammenarbeiten und deren Wünsche nach Möglichkeit erfüllen zu wollen. Sie hatte unser volles Vertrauen, und anfänglich lief auch alles wie am Schnürchen.

Erster Präsident dieser Theatergemeinde war Dr. phil. Karl Speidel vom Aargauischen Lehrerinnenseminar in Aarau und

später dessen Rektor. Daß ich einmal in seine Fußstapfen zu treten haben würde, davon hatte ich an jener Gründungsversammlung noch keine Ahnung.

Man hatte sich geeinigt, in jeder Spielzeit, die jeweils von September bis Dezember dauerte, vier bis fünf Wunschstücke auszuwählen und in bestmöglicher Besetzung und ebensolcher Ausstattung zu realisieren. Doch schon dieses Vorhaben erwies sich als zu hoch gegriffen, und bald ging es nicht mehr ohne schmerzliche Kompromisse ab.

Weitere Sparmaßnahmen brachten nichts ein, führten jedenfalls nicht zur erhofften Qualitätssteigerung, und die kritischen Stimmen, die nach einer Systemänderung riefen, mehrten sich von Jahr zu Jahr. Zuletzt machte sich sogar noch Antisemitismus bemerkbar, indem sich das immer kleiner gewordene Ensemble zu allem Überfluß in Arier und Nichtarier spaltete. Der Erste Liebhaber zum Beispiel war Nazi, die Erste Liebhaberin jedoch Jüdin. Man stelle sich ein solche Situation einmal vor! Daß hierauf Gerüchte in der Stadt umliefen, die nichts Gutes verhiessen, versteht sich fast von selbst. Der Tiefpunkt war im Spätsommer 1939 erreicht, als der damalige kantonale Polizeichef mit energischem Eingreifen drohte, da im Ensemble ein gefährlicher Nazispitzel entdeckt worden war. Er konnte sich nur durch tollkühne Flucht der Verhaftung entziehen.

«Der Worte sind genug gewechselt . . .»

Was nun folgte, kann hier raumeshalber nur lückenhaft rapportiert werden. Das Nachstehende möge genügen.

Im Spätsommer 1940, mitten im Krieg, sah ich mich genötigt, von einer Stunde zur andern das Präsidentenamt unserer Theatergemeinde zu übernehmen. Was nun kam, war ein Drama für sich. Es mußte aber, im Interesse der Sache, durchgespielt werden, koste es, was es wolle. Denn unser Vorstand war gesonnen, nach allem, was hinter ihm lag, die vorgeschriebene Bindung an das Theater Senges zu lösen. Hierzu aber bedurfte es einer kleinen, jedoch wichtigen Statutenrevision. Nach allem Vorgegangenen und angesichts einer ständig zunehmenden Kritik am Bisherigen glaubten wir annehmen zu dürfen, die große Mehrheit der Mitglieder hinter uns zu haben. Jedoch – wir hatten uns getäuscht. Wir sahen uns plötzlich einer gut organisierten Opposition gegenüber, und an der außergewöhnlichen Generalversammlung im «Affenkasten» sah ich mich peinlicherweise sogar genötigt, wegen Stimmgleichheit den präsidentialen Stichentscheid geben zu müssen, natürlich zugunsten eines Neuanfangs. Das trug mir persönlich viel Ungemach ein. Doch ich blieb trotz Anfeindungen gelassen – oder tat wenigstens so.

Um der ganzen Stadt zu zeigen, was wir hinfert niveaumäßig anstrebten, hatten

wir für den Juni 1941 das damals weithin berühmte *Schauspielhaus Zürich* zu einem Abstecher nach Aarau gewinnen können. Es brachte uns mit seinem vielbewunderten Ensemble Goethes «Iphigenie». Trotz hochsommerlicher Temperatur war der Zudrang des Publikums so groß, daß wir noch zusätzliche Stühle in den Saal bringen lassen mußten, was uns dann einen scharfen Rüffel der Feuerwehr eintrug, der aber unserer Freude und Genugtuung keinen Abbruch tat. Nun wußten unsere Theaterfreunde, welche ehrgeizige Pläne wir hegten. Die Umstände waren uns nämlich günstig gesinnt, weil man während des Krieges auch im Reisen beengt war und auswärtige Theaterbesuche eher mied. Ein Jahr später brachte uns das Zürcher Schauspielhaus mit gleichem Ensemble Goethes «Tasso» nach Aarau, was einen ebenso unvergeßlichen Abend ergab.

Auf eigenen Füßen

Unterdessen zeigten sich verschiedene Theaterunternehmen unseres Landes nur allzugern bereit, hier Fuß zu fassen und Aarau regelmäßig zu bespielen. Sie glaubten, in eine Lücke springen zu müssen. Doch dem war nicht so. Wir wollten möglichst lange frei bleiben, wollten unsern Spielplan ganz selbständig gestalten. Die meisten größern Theater der Schweiz waren auch so gerne bereit, unsere jeweilige

Einladung anzunehmen, sofern ihre Inszenierung auf unserer bescheidenen Saalbau-
bühne Platz fand. Die Gagen waren da-
mals noch erstaunlich niedrig; in unserer
Region herrschte aber ein starker Theater-
hunger vor.

Finanziell gingen wir im Grunde genom-
men fast kein Risiko ein, konnten sogar
noch Überschüsse erzielen. Die Stadt lei-
stete damals an unser Theater eine Defizit-
garantie von 1800 Franken. Wir benötig-
ten sie anfänglich überhaupt nicht.

Unser Saalbau, das Aarauer «Gesellschafts-
haus» von 1883, bot immer noch wenig
Komfort, und man tat gut, beidseits der
Rampe bescheiden zu bleiben. Ansonsten
behalf man sich eben mit irgendeinem
Trick. Theaterleute sind hierin ja von Na-
tur aus erfinderisch.

Auch in den folgenden Jahren bemühten
wir uns, ein abwechslungsreiches Pro-
gramm zu bieten: Opern, Operetten,
Schauspiele und Ballette wechselten mit-
einander ab. Allein in der Saison 1946–47
brachten wir es auf insgesamt 23 Gastspiele.
Die meisten Vorstellungen waren gut be-
sucht oder sogar ausverkauft. Eine «Tra-
viata» vom Stadttheater Luzern erwies sich
zum Beispiel als derart zugkräftig, daß die
Ladentüre der Vorverkaufsstelle an der
Rathausgasse 20 sogar zeitweise zugesperrt
werden mußte. Die Stadtpolizei griff hel-
fend ein, und Lisa Walther, die Inhaberin
und unsere beste Helferin, kam mit dem
Schrecken davon.

Alle Jahre wieder kehrte das damals be-
rühmte «*Cabaret Cornichon*» aus dem Zür-
cher Niederdorf bei uns ein. Auch hier
rissen sich die Leute um die Karten. Denn
bei diesen Darbietungen pflegten unsere
Kabarettisten kein Blatt vor den Mund zu
nehmen, und was unsere Zeitungen aus
politischen Gründen nicht bringen durf-
ten, sprachen sie frank und frei aus und
wirkten damit auf das Publikum erlösend
und zugleich ermutigend.

Von unsern Darbietungen in jener Zeit
sind mir viele in dauernder Erinnerung
geblieben – so die fünf Meisteroperen Mo-
zarts, sodann Schillers «Braut von Messina»
in der Interpretation des Goetheanums
Dornach, natürlich auch sämtliche Pro-
duktionen des unvergleichlichen Zürcher
Schauspielhauses, nicht zuletzt Kleists
«Zerbrochener Krug» mit Heiri Gretler als
Dorfrichter Adam und der mit Aarau eng
verbundenen Ellen Widmann als Frau
Marthe Rull. Unvergeßlich ferner die
«Fledermaus» des Stadttheaters Basel, von
unserm Mitbürger Alexander Krannhals
(«Sascha») dirigiert, der die mitreißende
Musik von Johann Strauss beispielhaft
schön zur Geltung zu bringen wußte.

In der Nachkriegszeit hatten wir es dann
nicht mehr so leicht. Die streng gehand-
habte Verdunkelung war alsbald aufgehoben
worden, und nun konnten die Thea-
terfreunde wieder unbesorgter nach Zü-
rich oder Basel reisen, und es verschwanden
auch alsgemach die großen Gastspiele

aus dem Spielplan, weil wir sie nicht mehr bezahlen konnten. Um so erstaunlicher, daß man plötzlich ein Gastspiel von Basel mit der Oper «Salome» von Richard Strauss unter der Leitung des Dirigenten Silvio Varviso möglich wurde. Doch beinahe im letzten Augenblick war dieser für Aarau einzigartige Anlaß gefährdet, da sich die Stadt anfänglich weigerte, in den eben neu erstellten Bühnenboden ein Loch sägen zu lassen. Denn in der «Salome» spielt eine Zisterne gleichsam mit und ist unverzichtbar. In ihrer Tiefe liegt nämlich einer der Hauptrollenträger, Jochanaan (der Täufer Johannes), gefangen und wartet dort auf seine Hinrichtung. Vorher aber noch greift er mehrmals bestimmend in die spannende Handlung ein, steigt herauf und wieder hinunter, bis seine Zeit um ist. Es bedurfte mehrerer Interventionen im Untern Rathaus, bis unser Bauamt schweren Herzens einwilligte, einen Zimmermann mit der Arbeit zu beauftragen. Ich mußte den Zuständigen immer wieder versichern, daß es nun einmal ohne Loch nicht gehe.

Für viele war diese Aufführung von Straussens «Salome» ein großes Erlebnis, und man wunderte sich mit Recht, daß so etwas in einer Kleinstadt möglich werden konnte. Salomes «Tanz der sieben Schleier», ein berühmtes Orchesterstück, dürfte damals zum ersten- und bislang auch zum letztenmal in Aarau erklingen sein.

700 Jahre Aarau

Wenn jemand in den zwanziger oder in den frühen dreißiger Jahren wissen wollte, wie alt eigentlich *Aarau als Stadt* sei, dann befragte er am besten die beiden hiesigen Historiker: Dr. iur. Walther Merz und Dr. phil. Ernst Zschokke. Ihre Antwort lautete einhellig so: «Die Stadtgründung liegt zwischen 1241 und 1248», und sie vergaßen nie beizufügen: «Die älteste namentliche Erwähnung Aaraus findet sich im Kleinen Urbar (Güterverzeichnis) des Klosters Wettingen.» Dort erscheint nämlich ein *Arnoldus de Arowe*, und dieses «Arowe» sei nichts anderes als unser Aarau, welches schon 1248 eine stadtähnliche Siedlung gewesen sein dürfte, gelegen im Herrschaftsbereich der Grafen von Kyburg.

So steht es auch in der «Geschichte der Stadt Aarau im Mittelalter» von Walther Merz, erschienen 1925 und herausgegeben von der Ortsbürgergemeinde Aarau. Jeder Bürger hatte Anrecht auf ein Gratisexemplar, wovon fleißig Gebrauch gemacht wurde. Auch ich, noch ein Schüler, lief schleunigst ins Untere Rathaus, wo ich anstandslos ein Exemplar ausgehändigt bekam. Jahrzehntelang stand es auf meinem Bücherbrett, und ich las oft darin. Gerade leicht war es nicht. Doch meine aufgewendete Mühe lohnte sich.

So hatte ich denn an einem leuchtenden Spätsommerabend 1947 wieder einmal

3 700 Jahre Aarau. Bei strahlendem Wetter zogen die Ehrengäste, zwanglos gegliedert, vom Saalbau zur Stadtkirche. Hinter Bundes-, Staats- und Stadtweibel erkennt man Bundespräsident Kobelt, den Aargauischen Landammann Ernst Bachmann und Stadtschreiber Willy Urech. Der Aarauer Weibelmantel wurde bei dieser festlichen Gelegenheit erstmals und als Neuheit der Öffentlichkeit vorgestellt. Damaliger Stadtweibel war Joseph Worni. Mädchen der Bezirksschule bildeten unterwegs Spalier und bedachten die Gäste mit Blumen.



darin gestöbert. Dabei stieß ich, nicht zum erstenmal, auf die Jahrzahl 1248, und mir fiel ein, daß ja im kommenden Jahr ein Aarauer Jubiläum fällig sein würde. Hierauf begab ich mich auf meinen gewohnten abendlichen Stadtrundgang. Dabei begegnete ich zufällig einem etwas jüngeren Kollegen, der ebenfalls interessiert an der Stadtgeschichte war. Auch ihm war die Jahrzahl 1248 bewußt. Und nun träumten wir ungehemmt von einer Aarauer Sie-

benhundertjahrfeier, die im nächsten Sommer abgehalten werden könnte. Wir überlegten uns, wie wir weiter vorgehen könnten. Die Situation war nämlich günstig: Kurz zuvor war mein Schulfreund *Erich Zimmerlin* in den Stadtrat gewählt worden, und in einem eben bevorstehenden zweiten Wahlgang sollte er (als Nachfolger von Dr. Fridolin Laager) zu unserem neuen Stadtammann erkoren werden. Ich wußte, daß wir bei ihm mit einem

entsprechenden Begehren auf offene Ohren stoßen würden, und wir zwei jungen Schulmeister beschlossen noch am selben Abend, diese Sache nicht mehr aus den Augen zu verlieren.

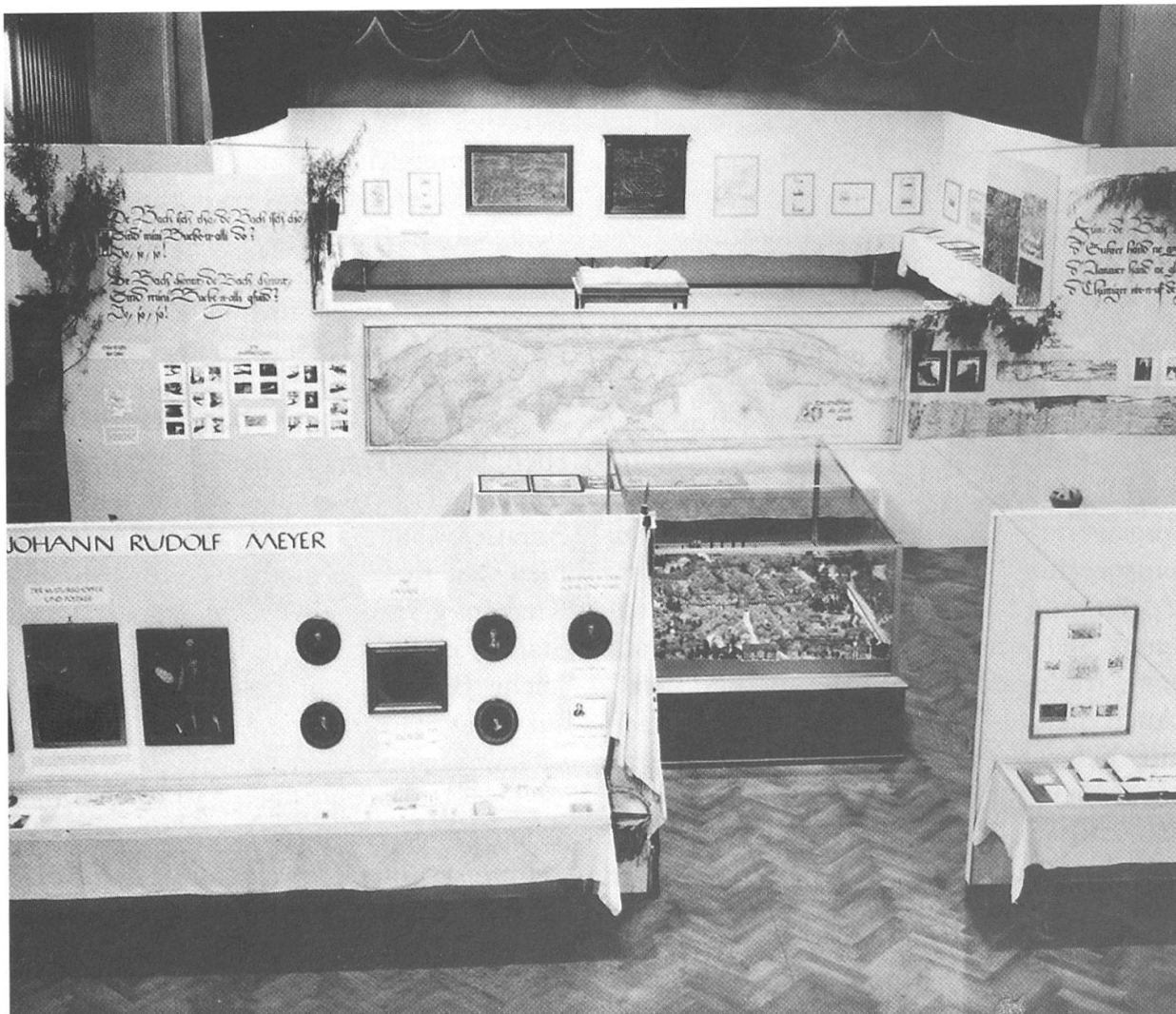
Zimmerlins Wahl zum Stadtammann erfolgte reibungslos und ehrenvoll, und sogleich begannen wir Initianten zu handeln. Mein Kollege gehörte der Kommission Alt-Aarau an, und diese Beziehung nützten wir mit Erfolg aus. Diese Kommission – kulturbewußt, wie sie war – reagierte nämlich sogleich positiv und mit bemerkenswertem Elan und formulierte einen entsprechenden Antrag an den Stadtrat: Aarau möge im Spätsommer 1948 eine solenne Siebenhundertjahrfeier, bezogen auf seine früheste Namensnennung, begehren. Auch die Behörde zeigte sich empfänglich für diesen Gedanken, und nachdem noch zwei namhafte Historiker Eintrag und Jahrzahl im Wettinger Urban überprüft und bestätigt hatten, wurden alsbald die nötigen Vorbereitungen an die Hand genommen.

Dazu gehörte auch, den geeigneten Verfasser einer kleinen Festschrift zu finden. Es gelang, und es waren alle zufrieden.

Noch vor Weihnachten war das provisorische Programm zu Faden geschlagen: Zum Festtag wurde der 14. September bestimmt, der mitten in der Woche lag. Solche Feste gewinnen, wenn sie an einem Werktag stattfinden und möglichst vielen zu zusätzlicher Freizeit verhelfen.

Aber schon der Maienzug 1948 sollte eine Art Präludium dazu bilden. Mit Bedacht fiel die Wahl des Festredners auf einen ganz bestimmten Mann, nämlich auf den früheren Aarauer Stadtammann und spätern Regierungsrat *Max Schmidt*, der – seines hohen Alters ungeachtet – mit geradezu jugendlichem Schwung seine Aufgabe zu erfüllen verstand. Seit vielen Jahren war der Umzug wieder einmal mit historischen Gruppen bereichert worden, die ebenfalls auf den 14. September hinzuweisen hatten. Es waren dies zehn Gruppen Aarauer Kadetten in historischen Uniformen, wie sie einst in alter Zeit von unsern Knaben getragen worden waren. Unser Stadtmuseum im Schlöbli weist ja davon reiche Bestände auf. Alle diese Hinweise auf unser Stadtfest wurden von der Festgemeinde freudig zur Kenntnis genommen. Während der nun beginnenden Sommerferienzeit herrschte in dem kleinen Ausstellungskomitee, das eigens für den Anlaß gebildet worden war, Hochbetrieb. Denn es war beschlossen worden, diese Siebenhundertjahrfeier mit einer umfassenden und allgemeinverständlichen historischen *Ausstellung* zu krönen. Diese konnte nirgends besser als in unserm vielseitigen Saalbau aufgebaut werden. «Anschaulichkeit!» So hieß die Parole, und das bedeutete, daß wir auch auf die Dienste eines Zeichners und Malers sowie eines tüchtigen Kalligraphen angewiesen waren. Beide fanden sich und leisteten Vortreffliches.

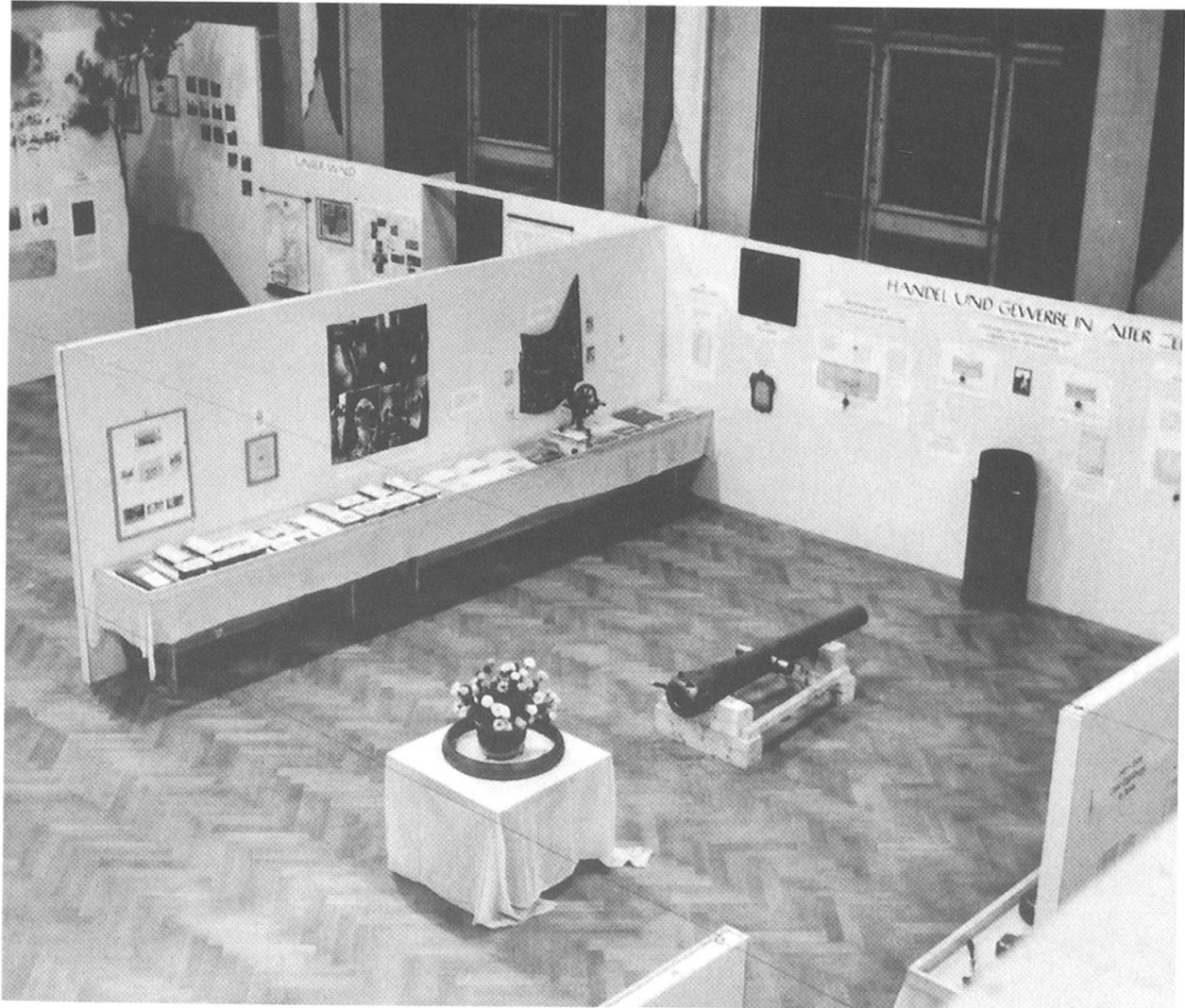
4 Blick aus der Vogelschau auf einen Teil der Ausstellung. Auch die Bühne wurde raummäßig mit einbezogen. Im Zentrum unseres Bildes das Modell der Aarauer Altstadt, das heute noch im Schlöbli besichtigt werden kann.



Der große Saal und die Bühne wurden in Kojen unterteilt, und jede Abteilung schloß sich organisch an die vorangegangene an, so daß zuletzt ein geschlossenes Ganzes vor uns ausgebreitet stand. Während vieler Tage und Abende waren unsere Aussteller tätig, und an Ferien dachte kei-

ner. Die Übereinstimmung zwischen den einzelnen Mitarbeitern hätte nicht besser sein können. Aus hiesigen Beständen konnte manch wertvolles Exponat beigebracht werden. Auch Private leisteten uns willkommenen Sukkurs. Besonderen Dank aber verdiente sich das Berner Histo-

5 In dieser dem Handwerk und Gewerbe gewidmeten Abteilung erinnern Geschützrohr und Glockenring an einstige wichtige Produktionszweige Alt-Aaraus. – Frauen aus der Einwohnerschaft waren täglich für frischen Blumenschmuck besorgt, so daß die Ausstellung stets «wie aus dem Truckli» aussah, und dies bis auf den letzten Tag.



rische Museum, dessen Direktor enge Beziehungen zu Aarau pflegte und uns deshalb doppelt wohlgesinnt war.

Das Beste jedoch kam aus unserm eigenen Stadtarchiv. Mit einer Großzügigkeit sondergleichen stellte es uns seine wertvollsten Dokumente zu freier Verfügung: die

Gründungsurkunden des Frauenklosters in der Halden (heute Altersheim Golatti), sodann den Stadtrechtsbrief von König Rudolf (1283), Gunstbezeugungen österreichischer Herzoge und deutscher Könige (zumeist mit wertvollen Siegeln versehen), ferner schriftliche Zeugen aus dem Beginn

6 *Wie voll die Stadtkirche am Morgen des 14. September 1948 war, zeigt das Gedränge unter der Orgelempore. Die meisten jener Zaungäste begnügten sich klaglos mit Stehplätzen.*

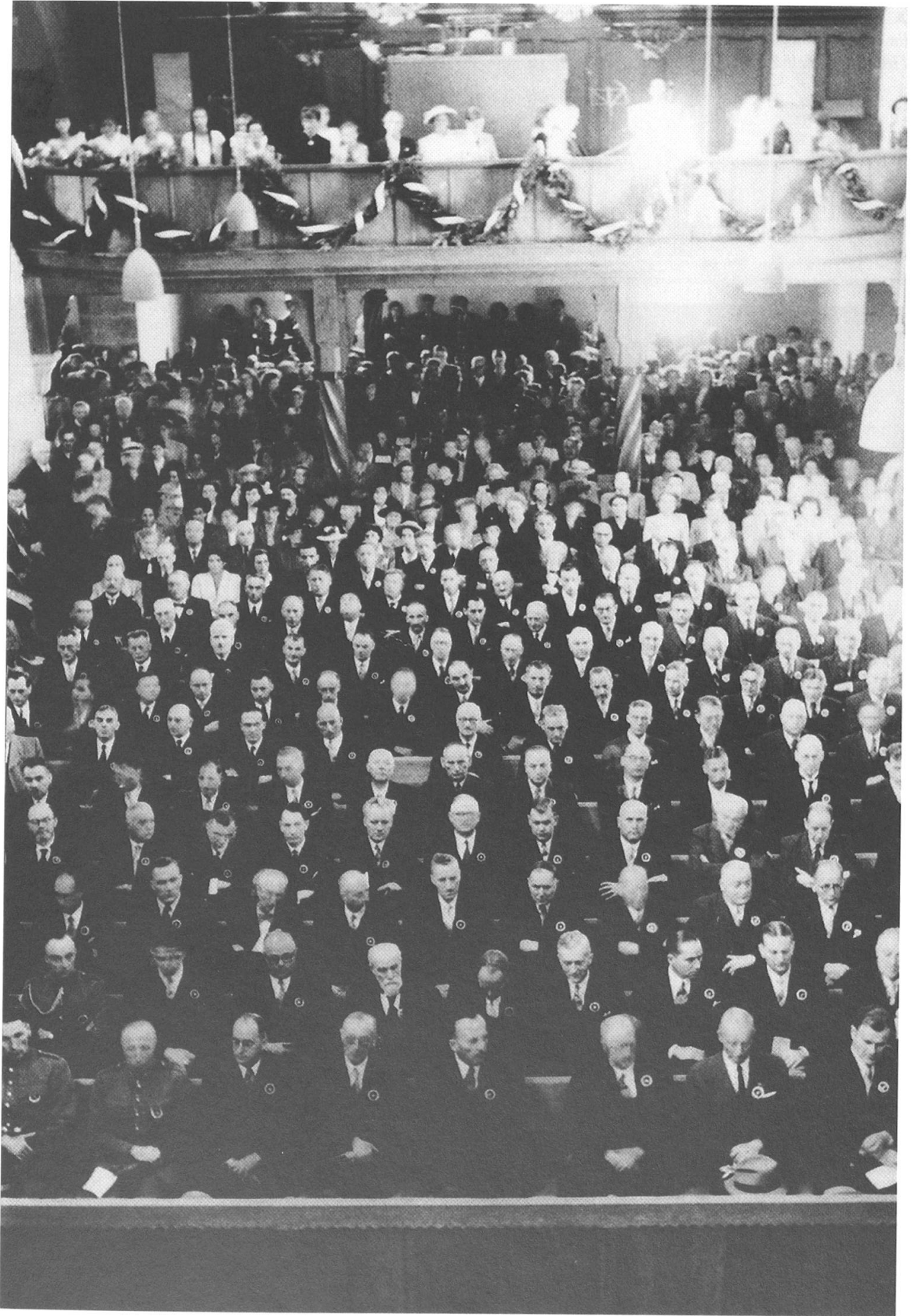
der Berner Herrschaft (ab 1415) bis hin zur Abdankung des alten Aarauer Rates und zur Einführung der neuen Ordnung 1798, sodann Dokumente aus dem Steuer- und Rechnungswesen Alt-Aaraus, dem Gerichtswesen, der Schule und des übrigen kulturellen Lebens, wie sie in einem Stadtarchiv, das nie durch Feuer oder frevlerische Hand Schaden hatte leiden müssen, zu finden sind, ferner Aktenstücke zur Geschichte von Aarauer Persönlichkeiten usw. Das größte Verdienst auf diesem Sektor hatte sich damit der damalige Stadtarchivar Dr. *Georg Boner* erworben, der uns auch sonst mit Rat und Tat geholfen hat. Zu unserer aller Freude war während der zwei Wochen dauernden Ausstellung weder eine Beschädigung noch ein Diebstahl vorgekommen, so daß am Ende sämtliche Urkunden heil wieder ins Archiv verbracht werden konnten.

Die Vollendung dieser Ausstellung erfolgte wie gewohnt im letzten Augenblick. Doch wir durften unser Gemeinschaftswerk getrost vorweisen. Selbst überkritische Geister erklärten sich befriedigt, und hernach strömten die Leute nur so herbei, daß es eine wahre Freude war. Die Besucherzahlen stiegen sogar dauernd an, und besonders dankbar war das Publikum, wenn gelegentlich Sachverständige Führungen übernahmen. Auch das Echo in der auswärtigen Presse war erfreulich. Die «Neue Zürcher Zeitung» zum Beispiel versah diese unsere Ausstellung

mit dem Prädikat «mustergültig» und bezeichnete sie als «Schmuckstück». Auf dieses Urteil waren wir alle besonders stolz.

Auch der Festtag selber, der 14. September 1948, stand unter einem guten Stern. Die Ehrengäste aus der ganzen Schweiz strömten in großer Zahl herbei. Darunter befanden sich auch der damalige Bundespräsident Karl Kobelt, der nach wie vor hochverehrte General Guisan, die gesamte Aargauische Regierung, alle aargauischen Schwesterstädte, die Vertreter sämtlicher Kantonshauptorte, die Bezirksbehörden, Abordnungen der solothurnischen Nachbargemeinden, usw. – im ganzen eine imposante Schar namhafter Leute, die fast die ganze Stadtkirche zu füllen vermochten, so daß die Aarauer Bürgerschaft als solche etwas zu kurz kam und sich zumeist mit dem Kirchplatz begnügen mußte, was da und dort böses Blut machte, aber unumgänglich war. Der Festakt wurde jedoch radiophonisch ins Freie übertragen, so daß schließlich niemand leer ausging.

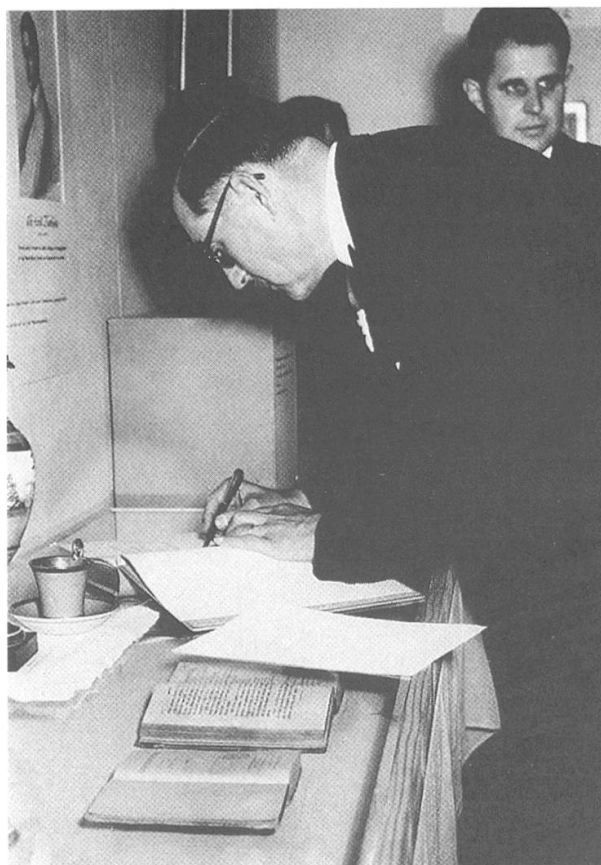
Die eigentliche Feier verlief überaus eindrucksvoll und würdig. Auch hier war der größte Teil «hausgemacht». Höhepunkt für viele war aber die Enthüllung der ersten drei farbigen Chorfenster, die auf diesen Festtag hin eingesetzt worden waren. Ihr Schöpfer, unser Mitbürger *Felix Hoffmann*, übergab sie der Stadt mit der ihm eigenen Bescheidenheit. Der damalige Vizeamman, *Eduard Frey-Wilson*, nahm sie mit



7 Bundespräsident Kobelt und Stadtammann Zimmerlin lauschen andächtig den Erläuterungen des Aarauer Historikers Rolf Zschokke.



8 Bundespräsident Kobelt trägt sich ins Gästebuch ein. Im Hintergrund: Stadtschreiber Willy Urech, der spätere Nachfolger Zimmerlins im Stadtammannamt.



ebenso schlichten Worten entgegen. Denn die Kirche war damals noch städtisch. Diese drei Farbfenster wurden nach einigen Jahren durch drei weitere, auf der Südseite des Chores gelegene ergänzt, die ebenfalls Felix Hoffmann geschaffen hat und lichter in den Farben gehalten sind. Alle sechs bilden für uns Sehenswürdigkeit und Schmuckstück in einem. Noch während der hier zu schildernden Feier drang hoch oben im Mittelschiff die

Morgensonne durch und übergöß, als wäre dies im Regiebuch vermerkt gewesen, die festliche Gemeinde mit ihrem Glanz.

Alles und jedes war an diesem Tage mustergültig organisiert, eingeschlossen der abendliche *Bachfischet*, der Tausende auf die Beine zu bringen vermochte. Noch nie war bislang der Lichterzug so imposant, so überströmend von Lebenslust und jugendlichem Übermut gewesen. Die Heinerich-

Wirri-Zunft hatte ihren traditionellen «Mordsklapf» etwas bereichert, der damals noch auf dem Bahnhofplatz abgebrannt werden durfte, sozusagen mitten in der Stadt und mitten im Volksgetümmel.

Von unsern auswärtigen Gästen waren mehrere bis in den Abend hinein hier geblieben, und sie waren überrascht von der Romantik und Spontanität dieses uralten Brauches. Radio Basel nahm auch dieses Ereignis auf, wenigstens seinen akustischen Teil. Denn das Fernsehen kannten wir ja zu jener Zeit noch nicht. Erst nach dem Feuerwerk entfaltete sich das von vielen ersehnte Volksfest so richtig. Die Polizeistunde war aufgehoben worden.

Es sind hier in dieser gerafften Rückschau aus Gründen der Konzentration möglichst wenig Namen genannt worden. Doch deren zwei kann ich nicht länger mehr verschweigen. Es ist dies einmal der maßgebliche Gestalter der Ausstellung: Kunstmaler und Konservator *Guido Fischer*. Und im selben Atemzug verdient genannt zu werden der damalige Präsident der Kommission Alt-Aarau: Lehrer *Theodor Elsasser*, der mit nimmermüdem Schwung ständig neue Ideen beibrachte, die sich stets als Bereicherung des festlichen Anlasses auswirkten. Er legte auch in jeder Situation freudig mit Hand an. So war er es, der ganz kurz vor Eröffnung der Ausstellung den legendären «letzten Nagel» eingeschlagen hat – wenige Minuten vor Beginn von Feier und Fest.

Noch heute erinnern in unserer Stadt drei Kunstwerke an die eben geschilderten bewegten Tage vom Sommer 1948. Es sind dies:

Im Kasinogarten (hinter der Stadtbibliothek und nunmehr leider etwas verborgen) die überlebensgroße «*Badende*» von Bildhauer *Eduard Spörri*, Wettingen. Die ursprüngliche Aufstellung war für das schöne Kunstwerk günstiger als die heutige. Die Frau schaute nämlich in den ersten Jahren gegen die Kasinostraße und konnte von dort aus gut gesehen werden, was manchen Passanten über die Straße lockte und zum Verweilen animierte. Diese Plastik ist ein Geschenk der Aargauer Regierung zur Siebenhundertjahrfeier und wurde 1950 aufgestellt, nachdem der ehemalige Oboussier-Garten in eine hübsche öffentliche Anlage verwandelt worden war.

Im Rasen vor der Kantonalen Schule für Berufsbildung an der Bahnhofstraße 79 fand eine «*Weibliche Figur*» von *Max Weber*, Genf, Aufstellung. Diese ebenfalls überlebensgroße Plastik wurde uns von Ortsbürger Karl Fischer, weiland Fabrikant in Menziken, zum Geschenk gemacht und erinnert ebenfalls an jenes schöne Fest, das hoffentlich 1998 seine zweite, verbesserte Auflage erlebt.

Und endlich steht seit 1952 Zwischen den Toren der *Kyburgerbrunnen*. Auch dieser wurde von *Max Weber* in Genf geschaffen und erinnert an die Gründer unserer Stadt,

die Grafen von Kyburg. Die Brunnenfigur, ein bärtiger Edelmann, wird von seinem Wappentier, dem Kyburgerlöwen, begleitet. Der Turm Rore in der Linken und eine gesiegelte Urkunde in der Rechten weisen symbolisch auf die Gründung Aaraus hin.

Feierabend

«So, iez tuet's es aber!» pflegte mein Vater zu sagen, wenn die Zeit zum Feierabendmachen gekommen war. Dann räumte er seinen Werk Tisch fein säuberlich auf, zog seine graue Uhrmacherbluse aus und vertauschte sie mit dem Ausgangsrock. Oft legte er dann noch den Filzhut auf. Hutlose Männer konnten nämlich nicht formge-

recht grüßen, und das eben galt damals als nicht «comme il faut». Saloppe Aufmachung brachte einem sogar den Ruf ein, Bolschewist zu sein. Und das war im damaligen Aarau die unterste Stufe des Menschseins.

Auch ich möchte nun ebenfalls Feierabend machen, indem ich das erwähnte Sprüchlein meines Vaters wiederhole: «So, iez tuet's es aber!» Ich danke der Redaktion der «Aarauer Neujahrsblätter» für ihr großes Wohlwollen und das mir gewährte Gastrecht. Auch die mir gebotene Narrenfreiheit wußte ich stets zu schätzen. Zurückzublicken auf «abgelebte Zeiten» ist mir immer ein Vergnügen gewesen, so auch in der nun zu Ende gegangenen Artikelserie.

Adie mitenand und läbet wohl!

Der Autor Paul Erismann hat Jahrgang 1909, schreibt seit mehr als 50 Jahren für die *Aarauer Neujahrsblätter*, wohnt in Aarau und war lange Zeit Lehrer in seiner Vaterstadt (von 1938 bis 1968), von 1968 bis 1972 Redaktor am *Aargauer Tagblatt*.
